Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 20 (2013)

Heft: 3: Energie : Erzeugung, Verbreitung und Nutzung im 19. und 20. Jahrhundert = Energie : Production, diffusion et utilisation aux 19e et 20e siècles

Artikel: Das Mittelalter, ein kurioses Gebilde... : ein Gespräch mit Agostino Paravicini-Bagliani

Autor: Burkart, Lucas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-391089

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Mittelalter, ein kurioses Gebilde ...

Ein Gespräch mit Agostino Paravicini-Bagliani

Lucas Burkart

Lucas Burkart: Herr Paravicini, Sie sind in Bergamo geboren ...

Agostino Paravicini-Bagliani: ... in einem Zug, der nach Bergamo fuhr ...

... dann als junger Mann in die Schweiz gekommen, die Schulen durchlaufen, studiert und promoviert, haben im Vatikan als scriptor *und Dozent gearbeitet und sind 1981 als Professor für Geschichte des Mittelalters an die Université de Lausanne berufen worden. Welches ist für Ihren beruflichen Werdegang die Bedeutung dieser Internationalität? Sie sind ja auch italienisch-schweizerischer Doppelbürger.*

Als Historiker würde ich so antworten: ich habe in Fribourg eine Ausbildung nach deutschem Muster genossen; die Ausbildung erfolgte zumindest in der Mediävistik auch in deutscher Sprache, auch Paläografie war auf Deutsch. Dann hatte ich das Glück, in Rom – paradoxerweise – mich der französischen Schule anzunähern, durch den sehr regen Austausch mit der *Ecole française de Rome*. Rückblickend war dies eine wichtige Ergänzung und grosse Bereicherung. Dazu kommt natürlich das italienische Element, das ich durch meine Herkunft in mir habe.
Wenn ich zurückschaue, mache ich eine stetige Mischung von mehreren Elementen aus. Das hat sich weiter ausgebildet, da ich in Lausanne auf Französisch unterrichtet habe, aber mit einem deutschen Muster im Kopf bei ausgeprägter Annäherung an die französischen Schulen ... eine gute Mischung von Grundlagenforschung und einer Orientierung an Ideen und Methoden.

Gibt es darin auch ein spezifisch schweizerisches Moment?

Ja – in doppelter Hinsicht. Erstens war in Fribourg der Kontakt zu den Professoren schweizerisch-informell; regelmässig ging ich um 11 Uhr zu Professor G. G. Meersseman ins Albertinum und lernte während drei, vier Jahren von einem grossen Gelehrten.[1] Diese «inoffizielle» Lehre war vielleicht noch wichtiger

als die offizielle. Es gab einen grossen Bezug zu Handschriften und Originaldokumenten; ich habe dadurch eine gute Ausbildung erhalten und es hat mich geprägt. Ich wollte Historiker werden, aber Zeithistoriker … ein junger Mann will nicht Mediävist werden – damals nicht, heute auch nicht. Man muss es erfahren; der Bezug zum Pergament hat viel dazu beigetragen, dass ich gelernt habe, mit diesen Dokumenten etwas zu machen, Neues zu entdecken.
Zweitens: Von Lausanne aus gelang es, ein lange funktionierendes internationales Netzwerk aufzubauen: *Micrologus*. Das hätte sich wahrscheinlich im Ausland so nicht entwickeln können. Die Schweiz ist neutral, auch akademisch. Wenn man regelmässig solche Workshops und Tagungen in der Schweiz durchführt, fühlen sich alle wohl. Würde man das in einem Land wie Frankreich oder Italien aufbauen, hätte man mit vielen Problemen zu tun. In Lausanne war man frei.

Spielt die Sprachenvielfalt des Landes eine Rolle?

Nein, es ist eine Frage der Universitäts-Kultur. Die Leute kamen sehr gerne in die Schweiz, und wir waren frei in der Gestaltung, konnten nur auf die Qualität achten. Dies hat mit der akademischen und allgemeinen Helvetitüde zu tun. Das ist schwierig, genau zu fassen, aber das habe ich immer so gespürt und das haben mir die Leute auch immer so gesagt.

Sie waren auch lange Jahre Forschungsrat beim SNF. Welche Bedeutung kommt der Internationalität für die Forschungsförderung zu?

Internationalität ist ein allgemeiner Trend, der sich zusehends entwickelt hat und heute sogar zum Dogma geworden ist. Das Erste, worauf man heute ein Curriculum hin begutachtet, ist Internationalität. Das war vor 30 Jahren nicht so sehr der Fall. Mir selbst war das aber vertraut. Die *Vaticana* war in den 60er- und 70er-Jahren ein Zentrum, in dem man der ganzen Welt begegnete.

Wenn Sie sagen «zu einem Dogma geworden» – klingt da auch Skepsis mit? Gibt es eine Schattenseite der Internationalisierung?

Nein, ich glaube nicht. Was Historiker angeht, müssen sie einen Bezug haben – normalerweise zu einem geografischen Kontext. Dieser Bezug muss aber mit aktuellen und international diskutierten Fragen verbunden werden. Beide Elemente haben einen Sinn, sowohl für die Lehre wie für die Forschung, das heisst auch für die Studierenden. Gerade in der Schweiz.

8 *Wieso gerade in der Schweiz?*

Meiner Erfahrung nach – ich spreche jetzt primär über die Romandie, weniger über Zürich oder Basel – war eine spezifisch schweizerische Schwierigkeit stets die Kantonalisierung der Geschichte. In Lausanne weiss man, dass es die Stadt Genf gibt, aber die Geschichte Genfs ist weit weg. Studierende in Lausanne wissen, sagen wir, mehr über Florenz als über Genf. Das ist natürlich überall so, aber in der Schweiz doch ausgeprägter zu spüren. Einerseits haben wir es hier mit kleinen Einheiten zu tun; das ist mit Paris, Münster oder Heidelberg nicht zu vergleichen. Andererseits ist man in der Schweiz primär in einem Kanton verankert, bei gleichzeitiger internationaler Orientierung – das gilt ja auch für Wirtschaft und Industrie. Das hat mit dem Schweizersein zu tun. Insofern ist das Interesse an Geschichte immer auch an den eigenen Standort geknüpft.

Hat das Ihre Lehre und Ihre Forschung berührt?

Ja und es war in dieser Hinsicht doch ein Glück, dass ich als Mediävist nach Lausanne gekommen bin. Denn Lausanne war für mich auch wegen Savoyen interessant. Savoyen – dessen mittelalterliche Geschichte ja eng mit derjenigen der Eidgenossenschaft verbunden, ja ihr sogar verwandt ist – ist in der Waadt ja Teil der lokalen und regionalen Geschichte, ohne die Einschränkungen aufzuweisen, die eine Verankerung im Lokalen immer auch bedeutet. Damit liess sich in und mit Savoyens Lokal- und Regionalgeschichte über die Kantonsgrenze hinaus denken. Zudem boten die Archivbestände – es sind ja weit mehr Buch- und Hofhaltungsquellen als etwa Chroniken – die Möglichkeit, grundlegende Quellenarbeit mit neuen Fragestellungen zu verbinden. Savoyen war für mich sehr wichtig; es kam zu einer Situation, die meinen Interessen gleich mehrfach entsprach.

Blicken wir über die Schweiz hinaus auf das Fach. Welches sind in den vergangenen 30 Jahren die grössten Veränderungen im Fach gewesen, auch in der Mediävistik?

Ich will drei Aspekte nennen. Als ich studierte, war Geschichte das Modell für die Sozialwissenschaften; zumindest war es so noch spürbar, wie es in den 1920er- und 30er-Jahren die Entwicklung etwa bei Max Weber geprägt hat. Heute ist es umgekehrt, die Geschichte lässt sich vielfältig von den Sozialwissenschaften anregen – Medien, Kommunikation, Körper und so weiter sind Themen, die aus den Sozialwissenschaften kommen – vielleicht irre ich mich. Aber – orientiert sich Geschichte nicht an solchen Themen, findet man sofort, dass es unbefriedigend ist; beim SNF habe ich das sehr klar gesehen. Ohne solche Fragestellungen und Methoden spürt man sofort, dass es nicht ganz modern ist. Ich finde im Allgemeinen, dass die Mediävistik, aber nicht nur die Mediävistik, sondern die

gesamte Geschichte von diesen Anstössen enorm viel profitiert hat. Zugleich gibt es natürlich immer noch Forschungen, die davon nicht betroffen werden – und es soll sie auch geben.

Und der zweite Aspekt?

Der andere Aspekt ist das Bild. Ich habe in meiner Ausbildung fast keine Bilder gesehen; vielleicht nur in der Kunstgeschichte, wenn ich einige Vorlesungen besuchte. Ich hatte das nicht als Fach belegt. Jetzt ist das Bild nicht nur das materielle Bild, sondern das Bildliche an sich – denken Sie gerade für das Mittelalter nur an die Forschung zum *imaginaire*.
Schliesslich erlebte das Fach drittens eine Erweiterung der Forschungs- und Quellenfelder. Hätte ich als junger Historiker gesagt, ich interessiere mich für Alchemie ... ich wäre eingeliefert worden. Heute wendet sich die Forschung auch medizinischen und naturwissenchaftlichen Feldern zu. Ich beobachte eine grosse Erweiterung der Quellen, was für die Mediävistik ein gewisses Paradox darstellt, denn die Mittelaltergeschichte war ohnehin immer sehr quellennah; doch im Grunde war sie auf eine kleine Anzahl von Quellentypologien beschränkt.
Der Grund für die Erweiterung der Quellenbestände liegt nicht primär in deren Entdeckung oder Erschliessung, sondern gründet in neuen Fragestellungen an bereits bekannte Quellen. Lagen Fragen etwa der Medizingeschichte, Astrologie oder Magie früher gleichsam ausserhalb der Disziplin, bilden sie heute Zentren der Forschung.

Sie sprechen damit das Verhältnis von disziplinärer Profilierung und interdisziplinärer Öffnung des Faches an. Verstehe ich Sie richtig? Sie deuten die Entwicklung des Faches weniger aus sich selbst als aus Anregungen von aussen? Weniger aus den Beständen als aus den Fragen?

Ja, aus den Fragestellungen, die aber auf die Quellen angelegt und auf diese zurückgehen müssen; es geht um eine Dynamik. Das Wort «transversal» oder das Transversale ist vielleicht noch wichtiger als das rein Interdisziplinäre.
Aus meiner eigenen Arbeit sehe ich etwa die Studie zu *il corpo del papa* so. Ich stiess bei meiner Forschung zur Kurie des 13. Jahrhunderts auf ein Milieu, das ein sehr reges naturwissenschaftliches und medizinhistorisches Interesse aufwies, und fand medizinische und alchemistische Texte zur *prolongatio vitae* des Papstes. In einem Traktat von Petrus Damiani, also 200 Jahre früher, stiess ich auf das Umgekehrte: die *brevitas vitae* des Papstes. Damiani schreibt zum 1000. Anniversar des Todes Petri; er erinnert den amtierenden

Papst daran, dass das Leben kurz sei und kein Papst länger amten soll als der Apostelfürst.
Diese Spannung war mein Ausgangspunkt, weil sich aus dieser Konstellation unterschiedlicher Texttraditionen für die Kurie des 13. Jahrhunderts sofort eine historisch-institutionelle und zugleich kulturelle Betrachtung über den Körper des Papstes ergab.

Dann sehen Sie die Studie gar nicht so sehr in einer direkten Nachfolge von Kantorowicz' Studie zur Zwei-Körper-Theorie?

Nein, Ausgangspunkt war die Spannung oder Opposition in der physischen Dimension des Papstes. Ich sprach damals viel mit Gerhart Ladner und Carlo Ginzburg, den ich in Los Angeles traf; Ginzburg meinte, ich solle etwas zur *prolongatio* schreiben, doch mich interessierte die viel kompliziertere Opposition; deswegen wurde dann auch Kantorowicz, den ich am Anfang nicht so genau gelesen hatte, sehr wichtig. Es war auch die Zeit, in der Reinhard Elze einen wichtigen Aufsatz über den Tod des Papstes und die Unsterblichkeit der Kirche schrieb.[2]

Und welche Rolle spielt nun das Transversale?

Ich nenne die Studie deswegen transversal, weil sie unterschiedliche Perspektiven in einer Fragestellung miteinander verbindet: Texttraditionen, die Alchemie der *prolongatio vitae*, die *brevitas vitae* des Petrus Damiani, das päpstliche Zeremoniell, die liturgischen Kleider, den Körper, die Institution ... Solche Studien, die immer zahlreicher werden, nenne ich transversal; sie verbinden enorm viele Zugänge, und das Problem besteht eher darin, dass es Grenzen gibt ... der Zeit, der Kompetenz, der Machbarkeit. Eine moderne Mediävistik muss meines Erachtens die Breite dieser Themen und die hierfür zu bearbeitenden Quellenbestände berücksichtigen.

Wie verhält sich diese Einschätzung zur Bedeutung der Grundlagenforschung? Gerade in der Mediävistik?

So wie ich das gelernt habe, heisst Grundlagenforschung, dass man ein Quellenkorpus in seiner ganzen Problematik kennen muss – die Texttraditionen, die Handschriften, die Überlieferung ... alles, was dazu gehört, müsste man genauestens kennen, damit man das analysieren kann. Die Grundlagenforschung machte all dies zugänglich, blieb aber oft darauf beschränkt. Die Herausforderung für die heutige Forschung besteht darin, dass man diese Bestände nun mit

modernen Fragestellungen und innovativen Methoden untersucht; das braucht nicht nur Zeit, sondern auch andere Kenntnisse. Die heutige Forschung kann sich mit der Erschliessung von Grundlagen nicht mehr begnügen, sie kann aber auch nicht restlos darauf verzichten.

Und worin liegt das Problem?

In der Balance. Denken Sie etwa an Percy Ernst Schramm. Schramm hat jahrelang die Symbolik und Insignien der Päpste und Kaiser untersucht, unterliess es aber, Fragen der Körpergeschichte oder des Herrscherkörpers nachzugehen. In Ansätzen ist bei ihm schon vieles da, aber heute würde man daraus viel mehr weiterführende, methodengeleitete Fragestellungen entwickeln müssen; damals war die Erschliessung der Grundlagen oft wichtiger als gewisse Fragestellungen über Kommunikation oder Körperlichkeit, heute ist es eher umgekehrt. Es ist nicht einfach, hier ein Gleichgewicht zu finden.

Spiegelt sich das nur in der Ausrichtung der Forschung oder auch sonst?

Auch in der Forschungsförderung. Sie achtet heute eher auf methodische Orientierung und Thesenbildung; das hat auch mit der interdisziplinären Zusammensetzung der Fördergremien zu tun, die Übertragbarkeit von Fragestellungen und Themen verlangt und damit eine Methodenorientierung begünstigt. Editionen hingegen sind heute weniger gefragt und damit viel schwieriger zu finanzieren. Gerade in der Mediävistik braucht es aber weiterhin beides – nochmals: es braucht eine Balance.

Sie sind ja selbst auch Begründer von Publikationsreihen und -foren ganz unterschiedlichen Zuschnitts – von den cahiers lausannois *bis zu* Micrologus. *Was hat Sie angetrieben, die* cahiers lausannois *einzurichten?*

Das folgte keinem Plan, sondern ergab sich eher als Fügung zweier Dinge. Erstens aus einer sehr guten Abschlussarbeit und zweitens aus der Ankunft von Macintosh Computern an der Universität Lausanne. Ich habe damals festgestellt, dass die Studenten nach ihrem Abschluss dank Computern leicht zur Überarbeitung ihrer Lizentiatsarbeiten zu motivieren waren. Das war entscheidend, denn solche Arbeiten sind das eine, publikationsfähige Texte sind (meist) etwas anderes. Meinerseits verband ich damit die Idee, dass jeder Band auch die untersuchten Archivquellen publiziert – also: die Mischung von Quellenerschliessung und Idee/Fragestellung. Das war das Konzept der *cahiers*.

Wie wurde das aufgenommen?

Die Studenten zeigten grosses Interesse. Für mich war es interessant, weil es eine Reihe ohne festen Erscheinungsrhythmus war; gute Arbeiten konnten aufgenommen werden, aber es musste nichts erscheinen. Dann war es sicherlich auch ein Glück, dass der erste Band sehr gut geschrieben war.[3] Der Titel hat sich auch gut verkauft.

Und Micrologus*?*

Micrologus ist ein ganz anderes Projekt. Es ist eine Zeitschrift, die im Grunde aber Tagungsbeiträge publiziert, die aus einem transversalen Netzwerk hervorgehen. Die Bände sind damit thematisch ausgerichtet, für Einzelbeiträge ist *Micrologus* insofern weniger geeignet.

Allgemein gefragt, was ist heute (noch) die Bedeutung von Zeitschriften im Wissenschaftsbetrieb?

Wenn man das knapp beantworten kann, sind Zeitschriften dann wertvoll, wenn sie stimulieren, wenn es gelingt, weitere Forschungen anzustossen. Auch hier hat sich, zumindest in der Mediävistik, der Schwerpunkt erneut von der Erschliessung der Grundlagen hin zur Diskussion um Forschungsfragen und -methoden verlagert. Aber auch hier scheint es mir wichtig, dass Zeitschriften beiden Aspekten Raum bieten, weil beide für das Fach wichtig sind – erneut: ein Gleichgewicht wäre das Beste.

Geschichte wird ja nicht nur in Universität und Wissenschaft vermittelt. Wie schätzen Sie die heutige Situation in diesem Bereich ein?

Ich konstatiere analoge Entwicklungen. Erstens hat sich das Feld enorm verändert; von den lokalen Geschichtsvereinen bis hin zum historischen Roman. Traditionelle historische Vereine haben häufig Mühe, den Bezug zur aktuellen Forschung zu halten; oder sie verlieren, wenn sie sich modernisieren, die herkömmlichen Bezüge zur lokalen Verankerung und zu lokalhistorischen Quellen und Themen. Gleichzeitig erlebt gerade das Mittelalter aktuell einen Popularitätsschub; das wiederum stellt die Wissenschaft vor eine Herausforderung; denken Sie nur an Dan Brown! Brown gilt ja in weiten Kreisen als «Geschichte».

Ist das eine spezifische Herausforderung der Mediävistik oder gilt das für das gesamte Fach?

Grundsätzlich muss sich jede Wissenschaft legitimieren, und das erfolgt immer in Auseinandersetzung mit der eigenen Gegenwart. Für die Geschichte bedeutet das, dass sie einen plausiblen Bezug zur Gegenwart formulieren muss, ohne die Spezifizität der Historizität aufzugeben.
Im Gegensatz etwa zur Antike hat es das Mittelalter hier schwieriger. Das Mittelalter weist durch seine Geschichte und seine Historiografiegeschichte eine Besonderheit auf, die bis heute mit Obskurantismus, aber auch mit der Dominanz der Kirche über die Gesellschaft verbunden wird. Daraus ergibt sich ein anderes Bild der Epoche. Zudem ist es im Zuge der *political correctness* heute einfacher, über den Buddhismus zu arbeiten als über Thomas von Aquin. Obwohl niemand weiss, ob das besser oder schlechter ist; es ist eine Frage der Legitimation der Wissenschaft, die eng mit der Entwicklung der Gesellschaft verbunden ist.

Sie haben eben das Verhältnis des Mittelalters zu anderen historischen Epochen angesprochen. Wie sehen Sie dieses heute?

Das hat sich sehr verändert. Erstens wird wenig über das Frühmittelalter gearbeitet. Stärker spürbar ist ein Interesse am Übergang des Mittelalters zur Neuzeit. Grundsätzlich sind die Epochengrenzen weniger stabil als früher; zwischen Spätmittelalter und Neuzeit ist das besonders spürbar, vielleicht auch deswegen, weil die akademischen Traditionen für diese Sorte von Grenzüberschreitung immer noch eine Erklärung erwarten. Diese Entwicklung ist nicht mehr ganz neu, aber sie ist eine wichtige Erscheinung. *Le long Moyen Age*, das hat sich wirklich etabliert.

Ist Ihrer Einschätzung nach damit das Risiko verbunden, dass das Mittelalter als Epochenkonzept verschwindet?

Das Mittelalter ist ein Paradox, denn jede Epoche liegt irgendwann zwischen zwei anderen Epochen. Aber man muss doch sagen, dass Petrarca, der das Konzept irgendwie erfunden hat, ja Recht hatte. Er konstatierte letztlich eine Epoche, in der das Analoge und Symbolische wichtiger war als das Analytische; in diesem Sinn gibt es zwischen Gregor dem Grossen und dem Spätmittelalter keinen grossen Unterschied, aber es gibt einen enormen Unterschied zwischen Roger Bacon und Francis Bacon – der Bezug zur Welt und damit die Kultur war im Mittelalter analog. Das Mittelalter ist ein kurioses Gebilde, aber dieses Konzept hat schliesslich seine Berechtigung und es wird deswegen nicht verschwinden.

Mit dem Rücktritt von Papst Benedikt XVI. und einigen zeremoniellen Entscheidungen des neu gewählten Papstes schaffte es mittelalterliche Geschichte ja sogar auf die Titelseiten, überhaupt in die Massenmedien. Als Papsthistoriker wurden auch Sie wiederholt hierzu befragt. Wieso?

Das Papsttum in seiner heutigen institutionellen Form hat sich vom 11. bis im 13. Jahrhundert ausgebildet. Zeremoniell, Liturgie, Semiotik und Traditionen gründen in dieser Zeit; deren tiefere Bedeutung ist aber weitgehend in Vergessenheit geraten. Was bedeutet es, wenn Papst Franziskus das *pallium* oder die roten Schuhe verweigert? Was heisst es, dass er nicht mehr im Palast des Vatikans wohnt? Aber das Interesse der Medien war wohl da, weil es ein Publikum gibt. Ich selbst sehe die Frage aber auch im Kontext der historischen Profession. Für mich stellt der Historiker Bezüge zwischen Vergangenheit und seiner eigenen Gegenwart her; das hatte mich damals auch motiviert, Historiker zu werden: die Fragen der Nachkriegszeit zu verstehen, sie historisch zu beantworten. Die Bezüge zu benennen und zu erklären, dort wo es sie gibt, ist die Aufgabe des Historikers. Aber man darf sie nicht um jeden Preis finden wollen; wo es sie nicht gibt, muss der Historiker auch das sagen, auch wenn er damit Erwartungen nicht erfüllt.

Kommen bei den jüngsten Ereignissen im Vatikan nicht auch Aspekte wie Exotik und Bildhaftigkeit dazu?

Natürlich ist das Papsttum, seine Rituale und die Symbolik, in der heutigen Welt etwas Fernes und Unverständliches. Diese Exotik erzeugt auch mediale Aufmerksamkeit. Zugleich kann das auch zur Veränderung gewisser Symbole führen. Heute wird etwa die weisse Kleidung des Papstes als Zeichen seiner Demut und Einfachheit verstanden, das war aber nicht die ursprüngliche Bedeutung. Das geschieht auch, weil es dafür keine Spezialisten mehr gibt. Das gilt auch für den Vatikan selbst. Auch dort kennt man die tiefere Bedeutung der Symbole nicht mehr so wie früher; das ist bereits seit vielen Jahren so.

Sie sind seit fünf Jahren emeritiert, unterrichten und forschen aber weiter. Vor allem sind Sie auch als Wissenschaftsorganisator tätig, in Editionsprojekten und Publikationsreihen. Welches sind Ihre Projekte für die Zukunft?

Als Präsident der Sismel[4] ist diese Frage für mich sehr wichtig: Was kann jeder für sich tun und bewirken, damit sich sein Fach für die Zukunft rüstet. Nicht nur an das nächste eigene Buch, sondern an die Entwicklung des Fachs zu denken, das beschäftigt mich sehr. Als Verantwortlicher eines doch repräsentativen Vereins wie der Sismel, die das Glück und auch Unglück hat, international und nicht in

der Universität verankert zu sein, ist das eine grosse Herausforderung. Eine Antwort sehe ich heute in der Technologie. Ich glaube, dass gerade Mediävisten, die sich mit Texten befassen, die Möglichkeiten der neuen Medien noch besser und zielgerichteter nutzen müssen. Das geht weit über elektronische Editionen oder Datenbanken hinaus. Es geht letztlich um die Interoperabilität der Datenbanken, der darin versammelten Text- und Wissensbestände im Sinn der *digital humanities* und der Ontologien. Da muss sich die Mediävistik noch mehr engagieren und zwar nicht nur jeder einzelne, sondern kollektiv. Das ist, was mich heute interessiert.

Anmerkungen

1 Gilles Gérard Meersseman OP (1903–1988).
2 Reinhard Elze, «Sic transit gloria mundi. Zum Tod des Papstes im Mittelalter», *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 34 (1978), 1–18.
3 Pierre-Han Choffat, *La sorcellerie comme exutoire. Tensions et conflits locaux – Dommartin 1524–1528* (Cahiers Lausannois d'histoire médiévale 1), Lausanne 1989.
4 Società Internazionale per lo Studio del Medioevo Latino, Florenz.